

Holly Bourne
Mein total spontanes Makeover und die Folgen

Holly Bourne

Mein total spontanes Makeover
und die Folgen

Roman

Aus dem Englischen von Nina Frey

dtv

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Diese Übersetzung wurde mit einem Arbeitsstipendium
des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Von Holly Bourne ist bei dtv junior außerdem lieferbar
This is not a love story



Deutsche Erstausgabe
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2014 Holly Bourne
Titel der englischen Originalausgabe:
›The Manifesto on how to be interesting‹
2014 erschienen bei Usborne Publishing Ltd. London
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagbild und -gestaltung: buxdesign, München, und Carla Nagel
Illustration: Carla Nagel
Lektorat: Birgit Niehaus
Gesetzt aus der Goudy Old Style
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: cpi, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany • ISBN 978-3-423-74017-3

Für Owen – hiermit sei dir feierlich verziehen,
dass du in der Schule beliebt warst ...

Erstes Kapitel

Eigentlich auch eine Leistung, dachte Bree – gerade mal siebzehn und schon eine gescheiterte Romanschriftstellerin.

Das konnten bestimmt nicht viele von sich behaupten. Die meisten ihrer Altersgenossen hatten nicht mal eine vage Ahnung, was sie mit ihrem Leben anfangen wollten, geschweige denn ein konkretes Ziel, das sie mit aller Kraft verfolgten – um dabei kläglich zu versagen. Was die Erkenntnis anbelangte, dass das Leben eine einzige große Mogelpackung war, war Bree ihren Altersgenossen wirklich meilenweit voraus. Den meisten ging das erst irgendwann zwischen zwanzig und vierzig auf.

Aber Bree war nicht wie die anderen. Also, zumindest glaubte sie das nicht.

Sie betrachtete das Ablehnungsschreiben in ihrer Hand, in der vagen Hoffnung, ihre Sehnsucht würde die Druckertinte zu einem »Ja« umschmelzen, wenn sie nur angestrengt genug draufstarrte.

Liebe Bree!

Vielen Dank für Ihre Einreichung. Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass wir für Ihren Roman bei uns leider BLA BLA BLA.

Ein standardisierter Serienbrief. Die hatten sich noch nicht mal die Mühe gemacht, sie persönlich anzuschreiben. Solch eine Versagerin war sie.

Vier Jahre war es her, dass Bree beschlossen hatte, Romane zu veröffentlichen, und sie war es angegangen wie alles andere auch – mit einem bis ins letzte Detail durchdachten und ausgefeilten Schlachtplan, der einfach wasserdicht war. Sie hatte alles übers Schreiben verschlungen, einschließlich eines Buchs von Stephen King, auch bekannt unter dem Namen GOTT. Der hatte anscheinend kübelweise Ablehnungsbriefe bekommen, so viele, dass er über seinem Schreibtisch einen Nagel in die Wand gehämmert hatte, um all die »Nein«-Schreiben dran aufzuhängen. Derartige Selbstzerfleischung war ganz nach Brees Geschmack, und so hatte sie ebenfalls einen fetten Nagel in den Putz ihrer Zimmerwand getrieben. Und jeden Monat, jedes Jahr versank der Nagel immer tiefer in der Flut von Ablehnungsschreiben.

Haha, genau wie bei Stephen King, hatte sie gedacht, als sie ihren ersten »Nein«-Brief dran aufgespießt und ihm den Stinkefinger gezeigt hatte.

Dann kamen noch mehr. Und mehr.

»Ich kann's kaum erwarten, im *Guardian* über diesen gefühlsmäßig herausfordernden Abschnitt meiner Entwicklung zu sprechen, wenn die mich zu meinem Bestseller interviewen«, erklärte sie dem überlasteten Nagel, als sie wieder einmal eine Absage auf ihm pfählte. Ja, sie war jetzt so weit, dass sie sich mit ihm unterhielt.

Inzwischen schien dieses *Guardian*-Interview in etwa so wahrscheinlich wie eine Anfrage von J. K. Rowling, ob Bree nicht ihre allerbeste Freundin werden wolle. Ihr

erster Roman war von sämtlichen Agenturen und Verlagen in ganz Großbritannien abgelehnt worden.

Und nun ihr zweiter.

Was zum Teufel sollte sie jetzt tun?

»Bree?« Die Stimme ihrer Mutter schallte die Treppe hinauf. »Du kommst zu spät.«

Sie spießte den neuen Brief auf den Nagel und drückte fest dagegen, damit er noch Platz hatte.

»Bin gleich so weit«, rief sie zurück.

»Ich kann dich nicht fahren. Die Mädels und ich haben heute früh Bikram-Yoga.«

Wann hatten sie das nicht? Und was für eine Ironie, dass ihre Mutter sich und ihre Freundinnen immer noch als »Mädels« bezeichnet, dachte Bree.

Hastig wühlte sie in ihrer Schublade und förderte eine pink-schwarz gestreifte Strumpfhose zutage. Sie zog sie hoch und zuckte zusammen, als der Stoff über die Oberschenkel-Schnittwunden vom vergangenen Abend glitt. Das hatte sie schon eine ganze Weile nicht mehr gemacht. Jetzt würde sie dafür Schmerzensgeld zahlen, und zwar jedes Mal, wenn sie sich in den kommenden zwei Tagen hinsetzte oder aufstand.

Ihr Telefon meldete sich. Textnachricht von Holdo. Zweifellos wollte er sich mal wieder doppelt vergewissern, dass sie noch zusammen zur Schule gingen, ungeachtet der Tatsache, dass sie das jeden Tag machten.

Tatsächlich:

Guten Morgen, Bree. Treffen wir uns zur üblichen Zeit an der üblichen Ecke? Gib mir bitte Bescheid. Dein Holdo.

Kürzel waren für Holdo tabu, eine Sprachschusterei schlimmster Art. Er schrieb alles vollständig aus, samt Satzzeichen und allem. Einmal hatte er ein Komma vergessen und Bree eine Entschuldigung biblischen Ausmaßes hinterhergeschickt.

Sie schoss eine Antwort zurück. *OK. Bb.* Das »Bis bald« wählte sie extra, um ihn zu quälen. Warum, war ihr nicht ganz klar. Bree zog ihren Schulblazer über und wollte gerade aus dem Zimmer eilen, als ihr die Liste von gestern Abend ins Auge fiel.

Die hatte sie völlig vergessen, so verloren, wie sie auf dem Teppich herumlag. Sie hatte in ihrem Leben schon so viele Listen erstellt, dass sie nicht jede einzelne immer auf dem Schirm hatte. Die hier hatte sie aufgestellt, als das Adrenalin verebbt war. Das vertraute Gefühl der Ruhe hatte sie daran erinnert, dass gar nicht alles so schrecklich war, und die Liste war dazu da, ihrer Erinnerung das nächste Mal auf die Sprünge zu helfen – in der Hoffnung, dadurch ein nächstes Mal zu verhindern.

Gründe, weshalb ich nicht ständig so verdammt unglücklich sein sollte:

1. Ich lebe in einem Riesenhaus, einem von denen, um das Fremde einen beneiden.
2. Meine Eltern lieben mich, auf ihre ganz spezielle Art, denk ich zumindest mal.
3. Wenn ich wollte, könnte ich hübsch sein ...
4. Ich bin viel gescheiter als die meisten anderen.
5. Ich weiß, was ich mit meinem Leben anfangen will.
6. Ich habe Holdo.

Das war's auch schon. Eigentlich hatte sie auf zehn kommen wollen – das wär eine runde Sache gewesen. Aber mehr Gründe waren ihr partout nicht eingefallen. Das wiederum, dachte Bree, könnte der erste Punkt einer ganz neuen Liste sein.

Gründe, weshalb ich ständig so verdammt unglücklich bin:

1. Mein Leben ist derart beschissen, dass mir noch nicht mal zehn beknackte Gründe einfallen, weswegen ich NICHT unglücklich sein sollte.

Aber für diese Liste hatte sie jetzt keine Zeit. Sie war spät dran.

Bree rannte die Treppe runter in die Küche. Die Schale mit Müsli, Obst und Biojoghurt, die ihre Mutter ihr bereitgestellt hatte, ließ sie links liegen und holte sich stattdessen eine Pop-Tart aus dem Schrank. Erdbeer. Genau danach war ihr jetzt. Sie schob sie sich in den Mund und beließ sie dort, während sie die Schultasche packte. Dann schaltete sie die Alarmanlage ein und verließ eiligen Schritts das Haus.

Während sie darauf wartete, dass das Sicherheitstor aufglitt, ging sie die Liste noch mal im Kopf durch. Wie naiv sie doch manchmal sein konnte – zu glauben, dass ihr Leben gar nicht so grauenhaft war. Ja, sie konnte sechs Gründe aufzählen, weshalb es gar nicht so trübe aussah. Aber wenn man diese Gründe erst mal zu Ende dachte, dann fielen sie völlig in sich zusammen.

So zum Beispiel Punkt eins.

Ich lebe in einem Riesenhaus, einem von denen, um das Fremde einen beneiden.

Daran gab es, oberflächlich betrachtet, nichts zu rütmeln. Ihr Haus *war* riesig. Sogar an einer Privatstraße lag es. Ashdown Drive war die Art von Straße, für die die weniger Betuchten extra einen Umweg einlegten, um die Villen anzustarren. Und ihre gehörte zu den eindrucksvollsten. Sie hatte ein Sicherheitstor samt Gegensprechanlage, durch das man auf die gewundene, ringförmige Zufahrt gelangte. Einen Garten als solchen hatten sie nicht – »Außenanlagen« traf es wohl besser. Man brauchte an die fünf Minuten, um an ihrem Grundstück vorbeizugehen. Die ausgedehnten dunkelgrün-hellgrün-dunkelgrün-hellgrünen Rasenstreifen lagen hinter sorgsam gestutzten Sichtschutzhecken verborgen. Es war die Art von Haus, die jedermann verstohlen betrachtete, um vielleicht einen Blick auf die glücklichen Bewohner zu erhaschen, und dabei dachte: *Wow. Die Leute da drinnen führen sicher das absolut perfekte Leben. Die wissen doch noch nicht mal, wie Probleme aussehen. Wenn ich da leben würde, wäre alles in Butter. Und zwar für immer.*

Die Wahrheit? Bree hasste das Haus. Was einem nämlich keiner sagt: Ein großes Haus hat die unangenehme Eigenschaft, schlimme Verlorenheitsgefühle zu erzeugen. Unentwegt. Sie konnte dort drinnen brüllen, ohne dass jemand sie hörte. Das wusste sie, denn sie hatte es einmal probiert (an einem besonders schlechten Tag). Und die einzige Antwort war das Echo ihrer eigenen Schreie geblieben, das endlos im marmorverkleideten Eingangsbereich herumgetobt war.

Das Sicherheitstor fühlte sich an wie ein Gefängnis-

tor. Oft fragte sie sich, wie es wohl wäre, nicht so reich zu sein. Deutlich lustiger wahrscheinlich.

»Spar's dir, Bree«, ermahnte sie sich selbst.

Das Tor glitt hinter ihr zu und sie zog los zum Treffpunkt mit Holdo. Es war Oktober und kalt. Hätte sie doch nur die grellen Strumpfhosen in Doppelschicht gewählt. Ihre Mutter rang stets die Hände über Brees modische Vorstellungen, was sie gleich zu Punkt zwei führte ...

Meine Eltern lieben mich, auf ihre ganz spezielle Art, denk ich zumindest mal.

Kommt drauf an, wie man Liebe definiert, oder? Bree hatte es nie an irgendwas gefehlt. Bedeutete das, dass sie geliebt wurde? Ihr Dad riss sich mehr oder weniger rund um die Uhr den Arsch auf, damit sie in besagter Gefängnisriesenvilla wohnen konnte. Er verließ morgens das Haus, bevor sie aufwachte, sogar samstags, und kehrte gewöhnlich erst nach Mitternacht zurück. Was er genau tat, war ihr nicht ganz klar. Im Gegenzug wusste ihr Vater kaum mal, wie alt sie war. Das Ausmaß ihrer Kommunikation belief sich auf Folgendes:

Dad (in einem der seltenen Momente, in denen sie einander auf der Treppe über den Weg liefen): Und, in der Schule, benimmst du dich?

Bree: Ja.

Dad: Gut.

Oder, damals an Weihnachten ...

Dad (am Truthahn rumsäbelnd): Brust oder Keule?

Bree: Ich bin Vegetarierin, schon vergessen?

Dad: Sei nicht albern. *(Schnitt ein Stück Keule ab und ließ es auf ihren Teller fallen.)*

Und dann war da noch Mum. Sie war immerhin anwesend – körperlich zumindest. Ihre Mutter war eine Vollzeit-Yummy-Mummy, wie sie sich selbst gerne bezeichnete. Brees unbescheidener Meinung nach sollte das Wort »yummy«, lecker, mit niemandem in Verbindung gebracht werden, der die Vierzig überschritten hatte.

Ihre Mutter verbrachte ihre Tage mit verschiedensten, immer abstruser titulierten Sportkursen sowie mit Gesichtsbehandlungen, Faltenauffüllungen und Botox-injektionen, die sie bei ihren regelmäßigen Ausflügen zu den Harley-Street-Ärzten machen ließ. Außerdem inhalte sie Promiklatsch aus grellbunten Heften, die überall im Haus herumflogen. Ihre Liebe zu Bree äußerte sie durch einen nie versiegenden Strom an Geschenken, der sich über Brees Bett ergoss. Tiffany-Ketten, Hollister-Sweatshirts – einmal hatte ihre Mutter ihr sogar Spitzenunterwäsche gekauft. Volltreffer, was? Aber Bree war das alles ungefähr so willkommen, wie wenn ihr eine Katze eine kopflose, blutige Maus auf die Türschwelle gelegt hätte. Ihr war klar, dass niemand das begreifen würde. Wer würde keine Mutter wollen, die einen mit Geschenken überhäuft? Insbesondere mit solchen Erste-Sahne-Geschenken, von denen die meisten ihrer Altersgenossinnen nur träumen konnten. Aber Bree wollte keine Ketten, überteuerten Strickpullover oder Nobelhöschen. Sie wollte eine Mutter, die ihr bei den Hausaufgaben half. Eine, die ihr nach der Schule einen Tee machte und nach dem Aufsatzthema fragte, anstatt sie auszuquetschen, ob sie vielleicht irgendwelche neuen Freundinnen habe. Ständig. Als ob es nichts Wichtigeres gäbe, als beliebt zu sein.

Aber sie hörte nur:

»Warum trägst du nie diesen Pulli, den ich dir geschenkt habe?«

Oder:

»Kommt Holdo schon wieder vorbei? Hast du denn keine Freundinnen?«

Oder:

»Du bist doch so hübsch. Warum machst du denn so gar nichts aus dir? Du lässt dich völlig verlottern!«

Was Bree darauf brachte ...

Wenn ich wollte, könnte ich hübsch sein ...

Könnte sie. Jederzeit. Wollte sie aber nicht. Sie hatte es schon mal mit Hübschsein versucht, an ihrem ersten Schultag in der Mittelstufe, aus dem naiven Irrglauben heraus, dass das vielleicht etwas ändern könnte. Ihrem hartnäckigen Babyspeck zum Trotz hatte sie ihren Rock hochgeschoppt, sich sorgfältig dunkle Drogeriemarktsträhnchen gemacht, das Gesicht mit blauem Lidschatten und rosa Lippenstift zugekleistert und sich zwei Socken in den BH gestopft. Das Ergebnis war der entsetzlichste erste Mittelstufenschultag gewesen, den die Welt je gesehen hatte. Jassmine Dallington und ihre Kumpaninnen hatten sich bei ihrem Anblick regelrecht angesabbert vor Verzückung, sich beim Lachen verschluckt und Bree im Nu mit brandneuen, noch fieseren Spottnamen überschüttet.

Wie blöd von ihr, dass sie überhaupt einen Versuch gestartet hatte. Und jetzt, mittlerweile babyspeckfrei und mit ebenmäßigen Gesichtszügen, würde sie einen Teufel tun, es noch mal zu probieren.

Welche *hübsche* Person erreichte schon etwas aus eige-

ner Kraft? Wer scherte sich darum, wie ein Autor aussah, solange seine Sprache schön war?

Und so machte sich Bree, sehr zur Verzweiflung ihrer Mutter, so unattraktiv wie möglich.

Wenn man bewusst steuerte, weswegen sie einen auslachten, ihnen etwas lieferte, an dem sie sich abregieren konnten ... nun, dann hörten sie Brees Erfahrung nach gewöhnlich mit dem Lachen auf.

Nicht, dass sie sich nicht gelegentlich die Haare wusch. Die waren momentan lang, platt und straßenköterblond, hatten aber schon allerhand abstruse Farbwechsel hinter sich – zuletzt rosa, was immer noch nicht ganz rausgewaschen war. Ihre Klamotten waren die einer frustrierten Mittvierzigerin, die gerade ihre Midlife-Crisis durchlebt, mit viel Neon und innovativen Haargummis. Sie aß, was sie wollte, was bedeutete, dass sie fast ständig mit Pickeln übersät war und ihre Oberschenkel beim Gehen aneinanderrieben. Doch all das war völlig egal, denn ...

Ich bin viel gescheiter als die meisten anderen.

Hübsch sein war nur in der Schule von Belang. Und für ihre Entwicklung, dachte Bree, spielte dieser Teil ihrer Biografie überhaupt keine Rolle. Schule war Zeit, die abgesehen werden musste, bis die wunderbare Welt des Erwachsenseins sie mit offenen Armen und einem Verlagsvertrag für zwei Romane empfing. Im Ozean eines menschlichen Lebens war die Schule nur ein winziges Tröpfchen. Und was die hübschen Mädchen in der Schule anging – deren große Zeit würde bald abgelaufen sein. Die hatten den Höhepunkt ihres persönlichen Glückslevels viel zu früh erreicht. Was eben der Grund

war, weshalb Bree hässlich blieb: um ihren Glücksgipfel auf ein nützlicheres Alter zu verschieben. Ein weiterer Beweis dafür, dass Bree sehr viel schlauer war als die meisten anderen.

Jetzt musste sie sich allerdings etwas sputen. Bree war schlau, aber besonders pünktlich war sie nicht. Eigentlich nie, wenn man's genau nahm. Während Holdo gerade das Gegenteil war. Sie wickelte sich enger in ihren Blazer, um die Kälte draußen zu halten, und gestattete sich nur ganz am Rande einen Gedanken an den vorletzten Eintrag auf der Liste von gestern Abend.

Ich weiß, was ich mit meinem Leben anfangen will.

Aber was, wenn das Leben nichts mit ihr anfangen wollte? Alles, was sie je gewollt hatte, war: schreiben. Na ja, zumindest die letzten vier Jahre. Und natürlich wollte sie, dass Leute lasen, was sie schrieb. Wollte jedem Menschen, der ihre Texte las, etwas von sich mitgeben. Gab es eine bessere Art, dem Leben einen Sinn zu verleihen, einen Beweis für die eigene Existenz zu liefern? Aber vielleicht sollte es nicht sein.

Nur, sich damit abfinden, das konnte sie noch nicht.

Obwohl, bis dahin *hatte sie Holdo*.

Da stand er und wartete auf sie, genau wie immer. Auf den Ohren sein Markenzeichen, die gelben Kopfhörer, und über seinem Schulpulli das gelbe Bananent-Shirt von Velvet Underground, die textile Grundausstattung jedes Indie-Liebhabers. Da hatte Holdo sie schon entdeckt und die Kopfhörer abgezogen, um auf seine Uhr zu tippen.

»Schon wieder zu spät.«

»Ich komm immer zu spät.«

»Es ist respektlos, andere warten zu lassen.«

»Das waren doch nur fünf Minuten.«

Sie zogen los Richtung Schule, alle beide zu stur, um das Schweigen zu brechen. Wer es dann doch brach, war natürlich Holdo. Ganze fünf Minuten hatte er durchgehalten. Rekord.

»Und, was hast du gestern Abend so gemacht?«

Bree starrte aufs Pflaster. »Schon wieder eine Absage bekommen. Hat schon auf der Fußmatte auf mich gewartet, als ich nach Hause gekommen bin.«

Sie konnte regelrecht zusehen, wie Holdo ihr das Zuspätkommen verzieh, sein Blick schmolz sofort dahin. Er war ihr nie lange böse.

»Tut mit leid, Bree. Ich kapier's einfach nicht. Du hast so ein Talent.«

»Ich weiß«, sagte sie und lächelte ihn schief an, wie zur Entschuldigung. »Ich kapier's auch nicht.«

»Willst du drüber sprechen?«

»Eigentlich nicht.« Zumindest nicht mit Holdo. Wenn sie derart aufgewühlt war, nervten sie seine wohlmeinenden Ratschläge eher, als dass sie ihr halfen.

Das Herbstlaub knirschte unter ihren Doc Martens, und sie stampfte auf, damit es noch lauter knirschte.

»Und, was hast du letzten Abend so gemacht?«, fragte sie, kickte in einen gelb-orangen Blätterhaufen und sah zu, wie alles wieder auf den Gehsteig segelte. In ihrer Straße gab es keine Blätter. Die wurden jeden Morgen mit einem speziellen Laubbläser weggepustet, von dem Hauswart, den alle Anwohner gemeinsam angeheuert hatten.

»Ich hab mir *Apocalypse Now Redux* angeschaut. Die

Dreistunden-Version. Unglaublich packend. Schon gesehen?«

»Na klar.«

»Aber kennst du auch den Rohschnitt mit den Extraszenen?«

»Ja.« Glatt gelogen. Bree hatte nur die normale Kinofassung gesehen und das Ganze eher verwirrend als packend gefunden. Aber das würde sie Holdo gegenüber niemals zugeben. Lieber sterben.

»Also, damit befinden wir uns in der Minderheit. Die meisten Leute haben schon mit der Normalfassung Schwierigkeiten, weil sie länger als neunzig Minuten dauert. Echt, die Aufmerksamkeitsspanne von Kinobesuchern heutzutage ist der reinste Irrsinn. Wenn nicht alle fünf Sekunden eine Monsterexplosion kommt oder irgendeine unnötige Sexszene, dann wollen die Leute einfach nicht ...«

Bree ließ Holdos Hasspredigt über sich ergehen. Die hatte sie schon mindestens zwanzig Mal gehört. Es war eine seiner liebsten. Gemeinsam mit seinen Schimpftiraden darüber, wie Reality-TV die Musikindustrie kaputt machte, wie man Dan Brown auf kleiner Flamme rösten sollte für seine Da-Vinci-Code-Verbrechen an der Literatur, und darüber, dass die Filmindustrie keine richtigen Drehbuchautoren mehr hatte, weil sie ständig nur Bestselleradaptionen machte, statt in junge Talente zu investieren.

Sie seufzte. Holdo war ihr bester Freund. Ihr *einzigster* Freund, wenn sie ehrlich war. Bree wusste, dass sich ihre Beliebtheit stark in Grenzen hielt, aber meistens störte sie das nicht. Klar, da gab es natürlich Momente läh-

mender Einsamkeit. Und klar, natürlich wäre es ab und zu schön, auch mal ein Mädchen zum Reden zu haben. Aber grundsätzlich war sie sehr glücklich mit Holdo.

»... und es macht mich einfach so sauer, dass es überhaupt zum Vietnamkrieg kommen konnte, kapierst du? Der war einfach nur komplett unmoralisch, und dass die Amerikaner was draus gelernt hätten, kann ja auch keiner behaupten. Man sollte doch meinen ...«

Aaaah. Der Krieg. Sie hatte sich schon gefragt, wann er mit dem Krieg loslegen würde.

Holdo war der typische Fall eines Jugendlichen, der sein privilegiertes Elternhaus verachtete. Einer von der Indie-Variante, die aufrichtig daran glaubte, im Falle einer Spontanbegegnung mit Morrissey sofort dessen bester Freund zu werden. Sein echter Name war gar nicht Holdo, er hieß Jeremy Smythe. Er hatte sich selbst umbenannt, und zwar – ja, genau – nach Holden aus *Der Fänger im Roggen*. Die o-Endung sollte dem Ganzen noch zusätzliche »Originalität« verleihen. Doch Bree liebte Holdo (rein freundschaftlich natürlich). Er war der Einzige in ihrem Umfeld, der ihren Grad an Intellektualität teilte, ihre Sehnsucht, aus ihren Privilegien etwas zu MACHEN, anstatt sich auf ihren finanzgepöhlerten Lorbeeren auszuruhen. Holdo war gerade dabei, ein Computerspiel zu entwickeln. Er konnte tatsächlich richtig programmieren und alles. Es war eine Art Kreuzung zwischen *Grand Theft Auto* und *Bugsy Malone*. Wie Bree es verstand, drehte sich das Spiel um einen von Mitschülern gemobbten Geek, der mit Bugsys Frostkanone in der Schule Amok lief und seine Peiniger mit Sahnetorten abschoss. Irgendwann würde Holdo es aus